



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

F., G.: Das historische Volkslied der Deutschen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Das historische Volkslied der Deutschen.

Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert, gesammelt und erläutert von R. v. Liliencron. Erster Band. Leipzig, Verlag von F. C. W. Vogel. 1865.

Die erste Schöpfung des Menschen ist die Sprache. Mit der Energie einer Naturgewalt bricht der geheimnißvolle Quell aus dem Innern der Seele. Alles was durch die Sinne in das Innere dringt, und alles was der Mensch nach diesen Eindrücken empfindet, schafft er um zu neuem geistigen Leben durch die Worte. Wie die Formen der Pflanzen und Thiere sich gesetzwoll aus dem ersten Lebenskeim entwickeln, so auch gesetzwoll die Sprache nach dem Zuge der Natur welcher in jedem Volk verschieden geartet, im letzten Grunde derselbe Lebenstrieb ist. Mit Freude, Bewunderung und gehobener Empfindung lauschen die Völker in ihrer ersten Jugend dem Klange der Worte. Lebhaft wird gefühlt, wie kräftig die Bildungen der Rede aus der Menschenbrust quellen, weit reger als jetzt ist das sinnliche Sprachgefühl, größer der Genuß des Wohlklangs, unvergleichlich größer die Ehrfurcht vor der Bedeutung des Wortes. Denn obgleich die Rede dem Bedarf des Tages diene, wie jetzt, so wurden doch die Worte mit jeder Seelenstimmung, die sie ausdrückten, in geheimer Verbindung gedacht, energische Rede galt für zauberkräftig, heilwirkend, unglückbringend, in den gesägten Worten empfand man eine Gewalt, welche unwiderstehlich in das Leben des Andern eindringen konnte, Spruchformeln, Gebete, Weisheitsprüche konnten gekauft und verkauft werden und dadurch ihre Wirkung aus dem einen Leben in das andere übergehn, gegen gefährliche Worte suchte man sich durch abwehrenden Zauber zu schirmen.

Sobald nun in dieser Jugendzeit der Sprache sich einmal die Energie der Empfindung in dem Redenden steigert und die Worte in gehobener Stimmung über die Lippen rollen, tritt eine merkwürdige Erscheinung ein, welche man wohl Krystallisation der Rede nennen könnte. Die Rede springt dann in Satztheilen hervor, welche das Bestreben haben, in Umfang und Klang einander ähnlich zu werden. Das Hauptwort z. B. mit dem schmückenden Beiwort wird ein solcher Satztheil, das Zeitwort mit den abhängigen Wörtern der andere. Bei allen Culturvölkern fügen sich diese kleinen Satzstücke paarweise zu einander. Jede solche abgewogene Verbindung zweier Satzstücke bildet den ältesten Vers. Verschieden ist den Völkern das tönende Mittel, durch welches die Klangähnlichkeit der beiden Satzstücke bewirkt wird. Bei den Griechen ist es die gleichartige Folge langer und kurzer Sylben, bei den älteren Römern regel-

mäßiger Wechsel betonter und unbetonter Silben, ähnlich auch bei den Germanen, nur daß hier Hochton und Tiefton der Silben abhängen von dem Gewicht, welches die Silbe für die Wortbildung hat. Denn es ist eine Eigenthümlichkeit der germanischen Sprache, und schon früh ein merkwürdiges Ueberwiegen des geistigen Elementes der Sprache über den Klang, daß ihr die Stammsilben den hohen Ton haben, alle bildenden Silben der Flexion u. s. w. aber nur Nebenton oder Tiefton. Nach solchem Grundgesetz hat sich der griechische Hexameter, der saturninische Vers und der alliterirende Vers der Germanen gebildet. Ebenso der Doppelvers der indischen Sloka, der Heldenvers der Araber, Slaven, Finnen u. a.

Diese beiden abgewogenen Sagtheile werden also in jeder Sprache durch den Klang in eigenthümlicher Weise verbunden. Und die ursprüngliche Zweitheiligkeit wird durch das Band des Gleichklanges auch verdeckt. Denn dieser Gleichklang selbst ist kein unbedingter, jeder der beiden Theile erhält eine Besonderheit, zumal der Schluß des Verses wird gern durch bestimmten Tonfall ausgezeichnet. Den Deutschen ist das besondere Band der beiden Vershälften ursprünglich die Alliteration, d. h. der gleiche Anlaut mehrerer starkbetonter Silben in demselben Vers. Erst seit dem Eindringen des mittelalterlichen Lateins tritt an die Stelle der Alliteration der Reim, ein neues Bindemittel, welches je zwei Verse zusammenschließt.

Aus solcher im Gleichklang schwebenden Rede setzt sich alles, was der Mensch nicht im praktischen Bedürfniß der Stunde, sondern bei feierlichem Genuß der Rede schafft, zusammen. Für Gebet, Segenspruch, Sprichwort, Räthsel, festlichen Bericht über Vergangenes ist dieser epische Vers dem jungen Volk die nothwendige Form des Ausdrucks. Zu ihm fügt sich stärkere Modulation der Stimme und zuweilen rhythmische Bewegung des Körpers, der erste Gesang und Tanz. Denn auch die ausgesprochenen Empfindungen des Einzelnen und die Worte, welche den Tanz begleiten, werden nach demselben Maße der Verse geformt.

Aber bei dem Liede und beim Tanzvers tritt sehr früh eine Modification des ursprünglichen Verses ein. Während die epische Rede zu Gebet, Spruchformeln und bei längerem Bericht in gleichförmigem Flusse Vers an Vers schließt, erfährt das stärker bewegte Gemüth und die Regung der Glieder im Tanze einen kräftigeren Abschluß. Denn die lyrische Empfindung sucht zum Satz und Gegensatz eine Vermittelung, auch der Reihentanz fordert zu der Bewegung erst nach einer Seite, dann nach der andern Seite, nach vorwärts oder rückwärts, eine dritte Tanzfigur. Dieser Abschluß nach zwei Theilen zeigt sich zuerst in einer Wandlung der Melodie oder in Wiederholung eines Verses oder im Wechsel zwischen Solo und Chor, zuweilen auch im Refrain. Dies ist Ursprung der lyrischen Strophe, in welcher die Dreitheiligkeit sich im Laufe der Zeit entschiedener ausbildet.

Den Deutschen ist aus einem Vers, der in zwei Vershälften vier betonte Stammsilben hatte, welche durch Alliteration zusammengebunden waren, zunächst seit dem Eindringen des Reims ein epischer Vers von vier Hebungen entstanden, der mit dem nächsten Vers durch den Reim verbunden war. Vier solcher Verse machten eine volksthümliche Strophe, der die Musik des letzten Theils durch Weiterführung und Abschluß des ersten melodischen Satzes geformt wurde. Außerdem aber entwickelte sich, als die vollen Bildungsstadien der ältesten Sprache abgeschliffen wurden, ein epischer Vers von sechs Hebungen, der mit dem folgenden wieder durch den Reim verbunden und in Strophen von je vier Versen zusammengekoppelt das Nibelungenmaß gab.

So ist die Form des alten Gesanges eine gegebene, in welcher das Sprach- und Klanggefühl des Volkes sicher und dabei sehr fein und gesetzmäßig schafft. Aber auch der Inhalt alter Poesie ist kein zufälliger. Denn alles wird dem begabten Manne zur Dichtung, was ihm die Seele erhebt. Von Gestalten seiner Götter, die er als verklarte Abbilder menschlichen Lebens gedacht hat, berichtet er, indem er ihnen menschliche Schicksale und Abenteuer verleiht; die Gebilde und Erscheinungen der Natur, die grüne Erde, den Reif und Hagel, Felsen und Bäume, auch die Thiere der Wildnis erfüllt er mit menschlichem Schicksal. Endlich auch von der Vergangenheit seines Volkes, von den eigenen Schicksalen und Empfindungen erzählt er als Dichtender. Er kennt keine andere Art der Ueberlieferung als durch epischen Gesang.

Sehr merkwürdig und für uns nicht leicht verständlich ist die Methode, nach welcher ein kräftiges Volk in seiner Jugend das Walten des Göttlichen als Mythe auffaßt, den Verlauf geschichtlicher Ereignisse zur Sage umformt. Wenn wir das Rollen des Donners und das Rollen unserer Räder vergleichen, so sind wir uns deutlich bewußt, wie verschieden der Ursprung dieses und jenes Getöses ist und daß sie nichts gemeinsam haben, als eine gewisse Aehnlichkeit des Klanges. Dem Verständniß eines jungen Volkes entzieht sich die thatsächliche Ursache des Geräusches in der Luft vollständig, mit gläubiger Sicherheit wird aus dem Klang auf das Vorhandensein eines himmlischen Wagens geschlossen, und dem Charakter der Naturerscheinung gemäß träumt die Phantasie den göttlichen Wagenlenker, eine gewaltige, kriegerische, waffenschleudernde Gestalt mit feurig rothem Bart. Der Mensch hört seinen Gott über den Himmelsraum fahren, er sieht die segensreiche Folge seiner Fahrt in dem fruchtbaren Regen, der die welke Saat erquickt, seine göttliche Gewalt in dem Strahl, der zur Erde fährt, seinen Zorn in dem Hagel, der die Frucht bäume zerschlägt oder auf die Schilde kämpfender Menschen niederschmettert. Und wieder in dem Sturmwind, der beim Anbruch des Frühjahrs und beim Beginn des Winters über den Firn des Hauses dahinfährt, hörte der Germane das Gellen, Pfeifen und Rufen einer wilden Jagd, Geheul der Wolfsbunde, Schnauben

der Roffe, Schreie der Luftreiter. Die übermenschliche Gewalt aber, welche so mächtig über die Länder der Menschen dahinrauscht, setzt er in Verbindung mit dem Leben der Natur, welches dem Sturm des Frühjahrs und Herbstes folgt. Im Frühlingswind zerfließt das Eis der Berge und Ströme, der Winterbann, welcher auf der Erde liegt, wird gelöst, Leben, Blüten, Freude des Sommers beginnt; der Herbststurm dagegen wirft die gelben Blätter von den Bäumen, schmucklos und kahl steht die Flur, der Winterschlaf der Erde tritt ein. Der Gott, welcher im Sturme dahinbraust, ist ihm der Lebensspender des Sommers, der zum Kampf auszieht gegen die unheimlichen Gewalten des Winters und nach dem Sieg über das sonnige Jahr als Erdenherr waltet, und der wieder im Herbst aus dem Kampfe mit den menschenfeindlichen Riesen des Nordens in das Innere der Berge sammt seinen Heergesellen zurückgedrängt wird, wo er träumend des Frühjahrs harret, des Vogelrufs und der grünenden Bäume.

Sobald aber das göttliche Leben der Natur als die Wirkung menschenähnlicher Gestalten empfunden ist, tritt eine zweite Veränderung ein. Auch was alljährlich geschieht und was der Mensch immer wieder neu werden sieht, faßt er gern auf als eine Begebenheit im Leben seiner Götter, die einmal geschehn ist, und er berichtet davon, wie von einem Ereigniß des Menschenlebens, das in der Vergangenheit liegt. Durch solche Umwandlungen erhalten die Mythen einen sagenhaften Schein. Das Naturereigniß, welches die Grundlage derselben ist, tritt im Bewußtsein zurück, sie werden zu Erzählungen, welche Erlebnisse und Abenteuer der Götter berichten.

Auch wo das Volk den Verlauf irdischer Ereignisse bewahrt, bildet die Sage die Thaten nach ähnlichen Gesichtspunkten um. Der wirkliche Zusammenhang politischer Begebenheiten, welche sich aus dem Kampf verschiedenartiger Interessen und vieler Theilnehmer zusammensetzen, wird undeutlich erkannt und geht schnell dem Gedächtniß verloren. Nur einzelne bedeutende Züge der Haupthelden werden nach Begabung und Vorliebe des Volkes festgehalten. Auch hier werden die Charaktere dichterisch zugerichtet, ein Grundzug ihres Wesens tritt maßgebend in den Vordergrund, aus ihm werden alle Thaten und die Motive des Handelns abgeleitet. Oft erscheint uns zufällig und willkürlich, wie das Gemüth des Sängers eine historische Gestalt bewahrt, weil wir die Wege nicht erkennen, auf denen ihm die Kunde kam. In andern Fällen ist für uns der Gegensatz zwischen dem politischen Charakter eines Mannes und der Auffassung des Sängers zwar auffällig, aber dem alten Erzähler sind doch Züge des wirklichen Wesens in der Seele geblieben, die wir noch sehr wohl verstehn. So ist kaum ein größerer Unterschied denkbar als zwischen dem Attila der deutschen Heldensage und dem Bilde, das flüchtige historische Auffassung von dem Hunnenkönig sich macht. Der greise, milde und

wohlwollende König des Nibelungenliedes hat — so scheint es — nichts von der wilden Größe eines orientalischen Despoten, der Attila in Wirklichkeit war. Aber wer näher zusieht, begreift allerdings, daß den Sängern der Ostgothen, der Heruler und Franken das Bild des freigebigen, gerecht waltenden, gegen seine Anhänger gnadenvollen Herrschers im Vordergrund stehn konnte, und daß bei deutschen Stämmen, die nicht Hunnenstolz, sondern die Freude an ihren Stammhelden zum Sange trieb, weniger die Thaten des furchtbaren Mannes, als die Schicksale, welche ihn durch die Thaten Anderer trafen, in dämmeriger Erinnerung haften.

Wie die Menschen formen sich auch die Thatsachen frei nach dem Gefühl der Sänger. Nur was ihnen für groß gilt, wird im Gedächtniß bewahrt, auch dies wird nach dem bereits vorhandenen poetischen Inhalt anderer Sagen unbefangen umgestaltet. Immer sind es die Abenteuer des Helden, welche dem kampffrohen Volke als das Höchste erscheinen, sein Streit, Sieg und Untergang. Ebenso wird das Schicksal des Helden gedeutet nach der Auffassung, welche der Sänger von dem Zusammenhang zwischen That und Folgen, Unrecht und Vergeltung in sich trägt. Tief sinnig und ergreifend ist oft diese Auffassung des Verhängnisses. Jedem Volke ist ein gewisser Schatz von poetischen Situationen gegeben, in denen es seine Helden zu erblicken liebt. Träume und Vorzeichen leiten die Ereignisse ein, unter diesen stehen obenan Zweikämpfe, in denen sich Heldenkühnheit Mann gegen Mann bethätigt, Bezwingung von Riesen und Ungeheuern, Brautwerbung durch Gesandte, Festgelage und Kampfspiele, zuletzt ein großartig geschilderter Todeskampf, die Totenfeier und die Rache. Dazu die Einwirkung beglückender und zerstörender Leidenschaften: Liebe, Haß, Neid, Habgier, Rache.

Nach solchen Gesichtspunkten geht die Umgestaltung jedes realen historischen Inhalts durch den Sänger mit großer Energie vor sich. Schon bei dem Bericht über Begebenheiten, welche in naher Vergangenheit liegen und dem Sänger wie seinen Hörern wohlbekannt sind, ist die Umbildung geschäftig. Von einer Schlacht z. B. wird keineswegs der wirkliche Verlauf erzählt, wie ihn etwa jetzt ein Schriftsteller aus den Berichten der Heersführer zusammenstellt, sondern einzelne Vorfälle derselben, Züge von Heldenmuth, die sich um den Führer des Kampfes gruppieren. Was durchaus kein historisches Bild ist, macht doch allen Hörern den Eindruck höchster Wahrheit, weil es auch ihnen für die Hauptsache gilt. Daß die Westgothen mitten in der catalaunischen Schlacht ihrem gefallenen König Theodorich die Totenklage halten, daß Attila am Abend darauf in der Wagenburg die Sättel seiner Rosse sich zum Scheiterhaufen zusammensetzen läßt, daß die Bogen des Flusses roth dahinschäumen von dem Blute der hunderttausend Gefallenen, daß der Wolf heult, der Rabe zur Schlacht fliegt, das sind Züge, die entweder der Wirklichkeit entnommen

oder als regelmäßig wiederkehrender Schmuck zugesügt, die Schlachtbeschreibung bilden. Wenn der Longobardenkönig Authari um die bayerische Fürstentochter Theudelinde freit, kümmert den Sänger, der seiner Zeit und dem nächsten Geschlecht die fröhliche Fahrt verkündet, durchaus nicht, welche politischen Rücksichten den König zu dieser Ehe veranlaßten, das Motiv ist ihm durch alte epische Gewohnheit gegeben. Der König hat von einem Rathgeber gehört, daß die Fürstentochter schön sei, daher ist ihm der Wunsch gekommen, sie zu erwerben. Die Momente der Brautfahrt aber sind wieder solche, welche den Zeitgenossen die Seele anmuthig erregen, daß der König selbst verkleidet mit der Gesandtschaft zieht, daß er sich nicht enthalten kann, der Jungfrau mit der Hand über das holde Antlitz zu streichen, als sie ihm wie den andern Gesandten den Becher zum Willkommen bietet, ferner daß die Königsstochter mit ihrer Amme über den dreisten Mann spricht, und daß die kluge Alte an der Liebkosung des Königs Hand erkennt; endlich daß Authari auf dem Heimritt den bayerischen Begleitern seinen Namen verräth, indem er mit der Streitaxt in den Grenzbaum haut und lachend zurüchruft: „das sind König Autharis Hiebe“. Ein solcher Bericht des Sängers ist aus kleinen Anekdoten, wirklichen oder gefundenen zusammengesetzt, nach der gemüthlichen Neigung der Hörer, aber nicht nach den Gesichtspunkten eines Geschichtschreibers.

Je länger solche Sage von Ohr zu Ohr klingt, um so völliger wird ihre Umwandlung nach dem Herzensbedürfniß des Sängers und der Hörer, sie bewahrt vielleicht nur eine sehr entfernte Erinnerung an das wirkliche Sachverhältniß. Denn der Sinn für objective Wahrheit fehlt gänzlich, das Interesse, die Einzelheiten zu bewahren, fehlt, und ebenso die Fähigkeit, dieselben darzustellen. Allerdings ist die Umwandlung sehr ungleich, welche ein geschichtliches Ereigniß in dieser Ueberlieferung erfährt. Dem einen Volke ist die Phantasie geschäftiger, die Farbenmischung, welche über die Thatsachen gesetzt wird, ist bunter, seltsamer, grotesker, die Fähigkeit, menschliche Thaten und Schicksale in inneren Zusammenhang zu bringen, geringer. Es ist ein unermesslicher Unterschied zwischen den ungeheuerlichen Verwandlungen des finnischen Epos und der schönen Spiegelung der Menschenseele im griechischen, kein geringerer zwischen dem hochsinnigen Todeshumor des deutschen Hagen und Volker und dem eintönigen Kampfzorn des serbischen Marko. Aber auch dasselbe Volk behandelt seine Sagen verschieden, grade die größte Umformung erfahren die Gesänge, welche Lieblingshelden oder Liebingsituationen des Volkes feiern. An ihnen erweist die Kunst des Sängers am meisten ihre schöpferische Kunst, häufig sind die Wandlungen, mehre Berichte über dieselbe Begebenheit fließen zusammen. Vieles, was noch von geschichtlichen Thatsachen, von Namen und Einzelheiten überliefert war, geht verloren, dafür dringen Zusätze aus andern Sagen ein. Endlich werden gar mehre Sagen von verwandtem Inhalt, zumal

solche, welche über denselben Helden oder Männer desselben Heldengeschlechts berichten, zu einem Ganzen verbunden, und dann übt der Sänger ablosend, zusehend, neue poetische Wirkungen heraushebend, noch freier sein Recht an den Einzelheiten des Stoffes.

Als die Deutschen mit den Römern bekannt wurden, kannten sie keine andere Art historischer Ueberlieferung, als durch den Vers und die Harfe des Sängers. Nur das Gedachniß der Weisen bewahrte neben den Liedern durch einige Geschlechter reale Erinnerung an wichtige Ereignisse, bis auch solche stille Kunde der Alten verschwand oder sich in Sagen umformte. Und die Germanen behielten diese Methode, ihre Vergangenheit zu beschreiben, bis zum Ende der Völkerwanderung, also etwa bis zum Ende des sechsten Jahrhunderts, welches auch das Ende ihrer epischen Zeit bezeichnet.

Da drang von außen her eine neue Art geschichtlicher Ueberlieferung in die Völker, welche sich um die Trümmer des Romerreiches gelagert hatten. Die römische Historie sandte ihre letzten Vertreter, um dem neuen Herrenvolke der Erde ihre Art der Darstellung, einen andern Stil, eine andere Sprache und damit eine gänzlich veränderte Auffassung der Wirklichkeit zu geben. Verkünder eines neuen historischen Sinns waren die lateinischen Geschichtschreiber des sechsten Jahrhunderts, ihnen folgten als schwache Schüler die ersten Annalisten der germanischen Klöster. Sie sangen nicht mehr, sie schrieben; ihr Bericht lautete nicht in deutscher Sprache, sondern in der gelehrten lateinischen, sie verachteten die alte Kunde aus Sage und Lied als heidnisch, und sie bemuhnten sich, den Stil ihrer lateinischen Sprache so zu formen, wie einst die römischen Geschichtschreiber, von denen mangelhafte Kenntniß geblieben war; sie reihten die Erzählung nicht mehr an den sagenhaften Geschlechtsstafeln alter Stammesfursten auf, sondern sie ordneten die Folge ihrer Thatfachen genau von dem Jahre, in welchem nach christlicher Ansicht der Heiland geboren war. Wer jetzt die kurzen Notizen der ältesten Klosterannalen uberflieht, — a. 687 Pipinus primus regnum coepit; 707 Hildulfus, dux obiit — muß sich erst deutlich machen, wie unermesslich der Fortschritt war, den diese wenigen Worte bezeichnen. Erst durch sie erhielt der Germane eine verhältnißmäßig sichere Kenntniß vergangener Ereignisse. Mit ihnen wurde fast plötzlich ein ganz neues Verständniß der Menschenwelt aufgethan. Schwarz auf Weiß stand die Thatfache verzeichnet, was von ihr niedergeschrieben war, blieb feststehn, es wurde wieder und wieder abgeschrieben, es wurde Wahrheit gegenüber der alten, unaufhörlich umgeformten Sage. Auch den ältesten Geschichtschreibern der Germanen läuft viel Unwahres unter ihren historischen Bericht, Jordanis, Gregor, Paulus, selbst die Gelehrten Isidor und Beda sind doch Kinder ihrer Zeit, wo sie aus der Erinnerung ihrer Väter aufzeichnen, berichten auch sie nur Sagenhaftes; aber der Antheil, den sie an lateinischer Bildung haben, reicht

doch hin, um sie zu erträglich glaubwürdigen Berichterstatlern solcher Ereignisse zu machen, die sie selbst erfuhren oder aus ältern römischen Historikern entlehnten.

So kam es, daß seit dem sechsten Jahrhundert bei den Germanen eine zwiefache Ueberlieferung neben einander lief, eine gelehrte lateinische christliche, geschriebene und eine volksmäßige, altheimische, mit heidnischen Anschauungen erfüllte, durch Gesang fortgetragene. Groß war der Gegensatz beider Richtungen, und durch viele Jahrhunderte arbeiteten beide einander zu verderben. Mancher Chronist, wie z. B. der St. Galler Biograph Karl des Großen und viele Legendenschreiber sind nichts als dürftige und schwunglose Sagen-erzähler. Mancher treuherzige Sänger dagegen versuchte die historischen Schriften der Bibel, ja die ausgezeichneten Thaten alter Könige und Kaiser nach dem schriftlichen Bericht in heimischer Weise durch Vers und Saitenspiel darzustellen. Mehr als ein talentvoller Mönch schrieb in lateinischer Sprache sowohl wahrhaft und nüchtern die Geschichte seiner Zeit, als in der Weise römischer Dichter poetisch und sagenhaft alte Sangesüberlieferungen, dann ging derselbe Schreiber, ohne die Verschiedenheit völlig zu begreifen, zwispältige Wege, historische Thatsachen der Kenntniß folgender Geschlechter zu überliefern. Aber die Schrift und die nüchterne, nur die Thatsachen bewahrende Weise der mittelalterlichen Gelehrten gewann allmählig breiteren Boden; nach ihr zog sich die Auffassung irdischer Ereignisse durch die Gebildeten, sie drang auch in die kleineren Kreise des Volkes, der Unterschied zwischen geschichtlicher und poetischer Ueberlieferung kam allmählig in das Bewußtsein der Menschen.

In der deutschen Urzeit war der Sänger Verkünder der Volksgeschichte gewesen. Wenn die Wagen und Mannen auf der Methbank ihres Häuptlings saßen, dann hatte er einen Ehrenplatz zu den Füßen des Wirthes. Leidenschaftlich war die Theilnahme der Zuhörer, wenn er den Gesang erhob, ihre Augen leuchteten, sie trauerten und lachten nach seinem Willen, die Jungen griffen zum Schwert, und die Greise klagten, daß ihnen die Kraft aus den Gliedern geschwunden war. Seine Harfe tönte im Hofhalt des Hunnenkönigs Attila, wie in der Halle jedes Germanenhäuptlings; der Sänger wurde mit Armringen und mit goldenen Brustmedaillen beschenkt, mit Gewand und Unterhalt belohnt, grade wie der wackre Mann der Feldschlacht. Sänger von großem Talent zogen von der Halle eines Häuptlings zur andern, sie fuhren weit in der Welt umher, kannten Antlitz und Sprache vieler Menschen und wurden in Geschäften als vertraute Boten von ihren Schatzspendern versandt.

Auch als das ganze Deutschland christlich geworden war und in jedem ansehnlichen Kloster Geschichte aufgezeichnet wurde — zur Zeit der Sachsen- und Frankenkaiser — klang immer noch der alte Gesang lustig im Volke. Auch an die Klostermauer lehnte der wandernde Sänger das Saitenspiel und

bat, den Hut in der Hand, um Einlaß, und fröhlich verzog sich das Antlitz der frommen Brüder, wenn der bunte Vogel, den vielleicht ein Weiblein begleitete, an der heiligen Pforte in die Saiten griff. Aber die großen Herren der Kirche waren diesem Volksgefang nicht geneigt. Sie merkten wohl, daß viel Heidenglaube daran hing, auch der wilde Geist des Kampfes und der Rache war ihnen zuwider, und die Eifrigen suchten den Einfluß der Sänge zu beschränken. Durch das Christenthum wurde zwar nicht die Neigung, aber die Pietät des Volkes gegen die alten Sagen verringert. Vieles wurde unverständlich, von ganzen Völkern und großen Sagenkreisen schwand die Erinnerung, um einige große Heldenbilder und erschütternde Schicksale schlossen sich im zehnten bis zwölften Jahrhundert die erhaltenen Trümmer der alten epischen Sage. Als nun eine neue poetische Bildung in der Hohenstaufenzeit kam, da ordnete und formte sie noch einmal mit neuer Kunst den poetischen Rest aus Mythe und Sage zu größeren Gedichten, welche jetzt auch aus dem Munde der Sänge niedergeschrieben wurden.

Aber nicht nur die alten Erinnerungen aus den Jahrhunderten der Völkerwanderung dauerten im Mittelalter fort. Auch am Neuen regte sich kräftig die poetische Gestaltungskraft des Volkes. Jede merkwürdige Geschichte, jedes politische Ereigniß trieb neue Lieder hervor. Das Belager eines Fürsten, eine Schlacht, die Eroberung einer Stadt oder Burg, feindlicher Ueberfall, der Untergang eines kriegstüchtigen Herrn, die hohe Zeit eines Königsfestes fanden überall Sänge, welche die Kunde davon von Markt zu Markt, bis zu den Heerdfeuern entfernter Landschaften trugen. Diese Zeitlieder wurden gedichtet im alten volksthümlichen Maße, oder nach der Weise eines Kirchenliedes oder eines Reihentanzes, oder der Sänge erfand ihnen eigene Weisen. Durch das ganze Mittelalter erklangen diese kleinen historischen Lieder sehr reichlich, überall zur Freude und Erhebung des Volkes. Nur wenig davon ist erhalten. Es reicht kaum aus, um uns eine Vorstellung von der Bedeutung zu geben, die der historische Volksgefang für das Gemüth der Hörer hatte. Aber aus gelegentlichen Bemerkungen der Chronisten sehen wir, wie allgemein der Antheil, wie groß die Wirkung und wie massenhaft die Production war.

Seit die Städte sich kräftig hoben, und die Chroniken in deutscher Sprache geschrieben wurden, schrieb man häufiger die historischen Lieder auf das Papier. Auch der Bürger in seinem geschützten Hause übte die Sangeskunst. Durch Lieder höhnte er die politischen Gegner, feierte er die Siege seiner Stadt, beklagte er das Anheil, welches volksthümliche Gestalten seiner Landschaft betraf. Ihnen tauschten die Beute an der Marktecke, sie wurden von Handwerkern am Wachtfeuer vor einer zerstörten Raubburg gedichtet und frischweg gesungen. Der Spielmann, der wandernde Handwerksgefell, der fahrende Schüler, der reisende Söldner verbreitete die Gründung einer Stadt und Burg in die andere. Er wucherte der

historische Volksgefang bis nach Erfindung der Buchdruckerkunst; es war nicht mehr der mächtige Eichwald alter Sagenkunde, nur niedriges Strauchwerk, das aus den gefallenen Blättern der Heldenpoesie heraufwuchs, aber es grünte lustig, und der Bauer wie der Burgherr trug das junge Reis mit Selbstgefühl an seiner Mühe.

Als der Bücherdruck in die Welt kam, die größte Entdeckung seit Erfindung der Buchstabenschrift, erfuhr auch das politische Lied eine Umwandlung. Noch immer klang es von Mund zu Ohr; es begleitete noch die Siege Luthers, die Kämpfe Karls gegen die deutschen Kurfürsten; es summt um die Wachtfeuer jedes Söldnerlagers im dreißigjährigen Kriege, ja es hat seine letzten spärlichen Sprossen noch in den geworbenen Herren des vorigen Jahrhunderts, in den Zunftstuben der gedruckten Handwerker und unter der Dorfhütte der vielgeplagten Bauern bis zum Einbruch der modernen Bildung getrieben. Aber daneben kam seit dem sechzehnten Jahrhundert eine andere volkstümliche Art politischer Poesie auf, die fliegenden Blätter und gedruckten Büchlein. Jetzt bot der Buchbinder die Lieder auf dem Markte feil; der Landmann trug sie in der Tasche zu seiner Hütte und der Postbote in das Herrenschloß. Diese politischen Druckstücke sind nicht sämmtlich für Gesang berechnet, sie werden häufig von lateinisch geschulten Männern verfaßt und laufen in erzählenden Versen mit biblischen Sentenzen und breiter Spruchweisheit verziert. Es ist eine Zeit starker geistiger Gegensätze; die Feder ist mächtig geworden, und zornig sträubt sich ihr Bart gegen die Feinde. Deshalb sind diese fliegenden Druckbogen häufig Kampf- und Spottverse, Pasquille und Stachelreden. Auch sie sind noch eine beliebte Waffe der Kämpfenden; wer sie nicht selbst verfassen kann, läßt sie von einem Schreiber anfertigen und sendet sie in die Welt, sich Theilnahme zu erwerben und einen Gegner zu kränken. In solcher Weise dauert politisches Lied und politischer Vers in Deutschland bis in die zweite Hälfte des dreißigjährigen Krieges, wo fast alles im Lande klein und schwach wird.

Seit längerer Zeit hat unsere Wissenschaft diesen Liedern Beachtung geöfnet. Außer dem trefflichen Werke Ublands, welches auch die schönsten historischen Volkslieder des Mittelalters enthält, haben wir besondere Sammlungen von Wolf (1830), v. Soltau (1836), Körner (1840), Hildebrand (1856), außerdem Sammlungen für einzelne Zeiträume z. B. für den dreißigjährigen Krieg durch Scheible (1850), Weller (1855), Opel und Cohn (1864), dazu sehr vieles in historischen Vereinswerken, Zeitschriften und Einzeldrucken. Manches ist auch nach Landschaften geordnet, z. B. die schönen schweizer Schlachtlieder in einer leider nicht mehr genügenden Ausgabe von Ettmüller. Dennoch war eine möglichst vollständige Zusammenstellung, zumal der ältesten historischen Volkslieder bis an die Zeit gedruckter Buchstaben sehr wünschenswerth; denn grade die älteren Lieder haben für Poesie und Culturgeschichte, aber auch

für die Historie nicht unbedeutenden Werth, weil sie ein lebhaftes Bild von der Auffassung der Ereignisse durch die Zeitgenossen geben, und weil sie zuweilen historisches Detail enthalten, welches uns aus keiner andern Quelle zugänglich ist. Deshalb war es dankenswerth, daß die historische Commission bei der königlichen Akademie der Wissenschaften in München die Herausgabe dieser Ueberreste deutscher Dichtung veranlaßte. Die Weise, in welcher H. v. Liliencron die schwere Aufgabe gelöst hat, ist höchst lobenswerth; der erste Band enthält in 124 Nummern politische Lieder von 1243 bis 1469, außerdem einige werthvolle Nachträge. Jedem Liede ist eine historische Einleitung vorausgeschickt; kurz, klar und in die Situation einführend; der Text ist von den Ungeheuerlichkeiten der Orthographie so viel als nöthig gesäubert, alle wichtigern Eigenthümlichkeiten des Dialekts sind gewahrt. Der Herausgeber, einer der namhaftesten Gelehrten deutscher Sprach- und Alterthumswissenschaft, hat durch diese gute Arbeit aufs neue bewiesen, daß ihm in anderweitiger Berufsthätigkeit die Kraft, seine Wissenschaft zu fördern, nicht verringert ist. Er selbst ist sich wohl bewußt, daß die Lieder, welche er in stattlichem Bande seiner Nation zum Weihnachtsangebinde darreicht, auf den Blättern des Buchs getrockneten Blüthen gleichen, und der Leser muß sich sinnend darüber neigen, um der Farbe und des Duftes, welchen sie ehemals hatten, theilhaftig zu werden. Aber auch wie sie uns jetzt erscheinen, als kleine, zuweilen zerstörte Ueberreste einer geschwundenen Zeit, führen sie auf wenig betretenen Seitenpfaden in das tüchtige, starkbewegte und leidenschaftliche politische Treiben unserer Vorfahren ein. Was einst in der stürmischen Regung des Tages durch die deutschen Länder klang, das liegt jetzt sorglich eingebucht vor uns, und den flüchtigen Liedern der Stunde ist von dem Geschlecht der Enkel, welches sich müht, das eigene Leben durch das Leben der Väter zu verstehen, eine stille Dauer gesichert. G. F.